

Interview mit Adelina B. (2012)

Kurzbiografie

1988 im Kosovo geboren. Mit fünf Jahren illegal nach Berlin gekommen. Jura-Studium mit dem Schwerpunkt Völkerrecht.

Adelina erzählt:

Ich wurde 1988 geboren und studiere Jura. In der Familie von meiner Mutter sind drei Juristen und ich habe immer als Kind gesagt, ja, ich will auch Juristin werden. Mein Schwerpunkt ist Völkerrecht. Mir macht das Studium Spaß. Insgesamt habe ich noch drei Jahre vor mir.

Als Kind in Prishtina

Ich bin in Prishtina im Kosovo geboren. In der Hauptstadt. Ich habe, bis ich fünf geworden bin, da gelebt. Ich habe noch zwei Brüder, einen älteren und einen jüngeren. Wir hatten ein Haus in Prishtina. Der erste Stock gehörte uns und der zweite gehörte unseren Großeltern. Das waren die Eltern von meinem Vater.

Ich kann mich an das alltägliche Leben dort erinnern. Wie wir morgens aufgestanden sind, meine Mutter hat zu der Zeit noch studiert, Maschinenbau. Das heißt, sie hat uns jeden Morgen Frühstück gemacht. Dann mit uns gespielt oder was gelesen und ist mit uns dann losgegangen. Entweder, worauf wir keine Lust hatten, in den Kindergarten, oder zu der anderen Oma. Da sind wir sehr gerne geblieben, weil wir dort jegliche Freiheiten hatten. Sie ist dann in der Zeit studieren gegangen.

Mein Vater hatte mit der Uni aufgehört. Also er musste sie unterbrechen, da er Vater wurde und für die Familie sorgen wollte. Er hat einen ganz guten Beruf bekommen. Ich weiß nicht mehr genau was für eine Stelle das war, aber er war kurzzeitig beim Elektrizitätswerk. Mein Opa hatte gute Beziehungen. Daher war es nicht so schwer, eine Arbeit zu finden.

Meine Großeltern haben auch gearbeitet. Die hatten nebenbei im Garten so eine Art Studentenheim, aber im Kleinformat, und haben Zimmer an Studenten vermietet. Und nebenbei haben sie auch auf Baustellen gearbeitet. Also mein Opa war auf Zack.

Wir haben an einer Spielstraße gewohnt, die Autos sind trotzdem mit 50 vorbeigerast. Wir haben immer auf der Straße gespielt. Das war wie Eichkamp hier in Berlin, also eine Häusergegend. Man musste sich nie verabreden. Es waren lauter Kinder immer da. Man kannte sich auch. Und die Eltern kannten sich gegenseitig.

Wenn ich an die Zeit damals denke, löst das vor allem positive Gefühle aus. Es gab natürlich auch negative Erlebnisse. Ich erinnere mich zum Beispiel, dass, als wir zusammen mit meinem Bruder von der Uni die Prüfungsergebnisse meiner Mutter abgeholt haben, durch die Straßen gelaufen sind und es kamen Panzer angerollt.

Aber das war nicht das Hauptmerkmal. Ich erinnere mich halt gerne an die Familie, an das gute Essen, an das Wetter. Und die Stimmung in der Stadt. Man sah keine älteren Leute als 30.

Aufbruch nach Deutschland

Als ich 1993 nach Deutschland kam war mein Vater schon hier. Er ist sozusagen vorgegangen, um zu schauen, ob es für uns eine Basis gibt zum Leben. Ich meine mich zu erinnern, dass die Idee war nach London zu gehen. In London hatten wir mehrere Verwandte. Sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits. Aber die kleine Schwester von meinem Vater war hier gewesen mit ihrer Familie. Das war sozusagen die erste Anlaufstelle. Wir sind mehr oder weniger hier stecken geblieben. Die Idee war es ja immer, ein bisschen Geld zu verdienen und zurückzugehen, sobald sich die Lage beruhigt hat.

Meinem großen Bruder – er ist eineinhalb Jahre älter als ich – und mir wurde erzählt, dass wir herkommen; aber erstens waren wir viel zu klein, um zu begreifen, was das heißt, und zweitens haben wir den Erwachsenen einfach vertraut. Wir haben nicht nachgefragt.

Meine Mutter, mein großer Bruder und ich (mein kleiner Bruder war noch nicht geboren) haben mehr als eine Woche insgesamt gebraucht um hierher zu kommen. Und wir waren auch im Gefängnis und in einem Fleischtransporter.

Wir sind erst mal mit einem Reisebus losgefahren. Ganz normal. Der Reisebus hatte noch an der Busstation in Prishtina angefangen Flüssigkeit zu verlieren. Niemand wusste, was das Problem war, es war nicht der Motor. Und ich weiß, dass mein Opa große Sorgen hatte, da er meinte: „Wenn der Weg jetzt hier schon so anfängt ...“ Meine Großeltern haben uns bis zur letzten Sekunde versucht da zu behalten, weil die Reise sehr riskant war. Meine Mutter war ja sehr jung, 25 Jahre. Und sie war sehr dünn, als sie jünger war. Sie wurde nicht wirklich als Erwachsene voll genommen, sondern als Jugendliche wahrgenommen. Es ist halt anders, wenn eine 40-jährige gestandene Frau vor einem steht.

Erwischt beim illegalen Grenzübertritt

Wir sind dann losgefahren mit dem Bus und mussten mehrmals in andere Transporter umsteigen, in denen wir aber noch normal sitzen konnten. Übernachtet haben wir - heute würde man sagen - in Jugendherbergen oder in ganz schlichten Pensionen.

Wir hatten einen Führer, einen Schleuser, dem gehörten ein paar Köpfe. Es wurde immer so gesprochen: „Die zehn Köpfe sind meine. ... der hat bei mir bezahlt, der gehört zu mir.“

Auf deutscher Seite an der Grenze zu Tschechien wurden wir dann erwischt. Nachdem wir mit der Gruppe die halbe Nacht durch den Schnee gelaufen sind. Es war im Dezember. Es war eisig kalt. Der tschechische Winter 1993 war nicht schön.

Das Gute war, dass meine Cousine an einer Tankstelle, einfach aus Trotz, einen Eimer Lutscher mitgenommen hatte. Das hat uns letztendlich gerettet. Die Kinder haben angefangen zu weinen, und man hörte die Hunde der Polizisten. Dann hat man jedem Kind, das ein Piep gemacht hat, einen Lutscher in den Mund gepackt. Und die waren dann ruhig.

Wir wurden dann in der Nähe von Dresden erwischt. Ich kenne leider nicht den Namen von dem kleinen Ort. Es war unmöglich, es waren unmenschliche Behandlungen seitens der deutschen Po-

lizei. Wir waren, glaube ich, insgesamt eineinhalb Tage im Gefängnis. Weil, die haben den Leuten das Geld abgezockt, was einfach illegal ist – nirgendwo im deutschen Gesetz steht, dass man einem illegalen Einwanderer alles an Wert abziehen darf, und meine Mutter hat das nicht unterschrieben. Sie hat das nicht verstanden und wollte einen Übersetzer haben, weil niemand englisch gesprochen hat. Das war der Grund, warum 30 Leute einen Tag länger mit uns im Gefängnis bleiben mussten. Die Deutschen haben uns dann abgeschoben nach Tschechien. Von da aus haben wir direkt den zweiten Versuch gemacht, nach Deutschland einzureisen.

Der zweite Versuch: erfolgreich

Wir standen am Waldrand. Wie wir vom Gefängnis aus dahin kamen, weiß ich nicht. Da habe ich eine Lücke. Aber meine Mutter war ein bisschen gewieft. Sie hat ein Taxi gesehen – links und rechts hörten wir die Polizei – und hat uns quasi in das Taxi „geworfen“. Außerdem noch eine weitere Frau, für die sie sich, obwohl sie selber genug Stress hatte, verantwortlich fühlte: Die Frau war im tiefsten Winter nur mit einem halben T-Shirt bekleidet, und ihr Kind hatte genauso wenig an. Meine Mutter hat dem Taxifahrer einfach Geld hingehalten. Der wusste gar nicht, was ihm geschieht. So sind wir zu einem Rasthof gefahren und haben von dort meinen Vater angerufen. Er kam, hat uns da sozusagen eingeladen, und ist mit uns nach Berlin gefahren.

Angst hatte ich während der Flucht nie. Weil wir meiner Mutter blind vertraut haben. Wir haben ihr auch extrem viel geholfen. Wir waren am Ende mehr da für sie als sie für uns, weil sie irgendwann müde wurde. Sie hatte als Einzige Bücher mit, drei, vier fette Bücher mit ihren Lieblingsrezepten oder -philosophen, was auch immer. Ihre Bücher sind ihr ein und alles. Und sie hatte erste Zeichnungen und irgendwelche lustigen Sprüche von uns dabei. Sie wog zu der Zeit nur 50 Kilo, wenn es hoch kommt. Und hatte diesen 50-Kilo-Rucksack um. Und musste durch die Berge hoch und runter, und da haben wir sie immer hochgezogen. Einer aus der Gruppe hat geschoben von unten, und ich und mein Bruder waren oben und haben gezogen.

In der Schule in Berlin

Als Kind siehst du nicht mehr als fünf Meter in deiner Umgebung. Du nimmst nicht viel wahr. Es war schön. Wir sind direkt auf eine Schule gekommen, wo Gott sei Dank nicht so viele Ausländer waren. So dass wir nicht andauernd albanisch sprechen mussten. Wir sind an der Heerstraße an der Waldgrundschule gewesen, sowohl ich als auch mein großer Bruder. Das war ganz gut, weil wir uns da wirklich integrieren konnten.

Sprachkurse habe ich nicht besucht. Ich war in der Vorschule und mein Bruder kam in die erste Klasse. Wir konnten beide ein bisschen Englisch – meine Tante ist Engländerin und hat bei ihren Besuchen Lieder mit uns gesungen – und Rechnen konnten wir auch ganz gut und haben schnell Anschluss gefunden. In dem Alter geht es ja mehr um das Spielen und nicht um das Verstehen. Man versteht sich blind. Mit Händen und Füßen. Man lernt auch so schnell in dem Alter. Wir hatten innerhalb von drei Monaten die wichtigsten Sachen gelernt und konnten uns ausdrücken. Wir hatten auch sehr, sehr viel Beistand von den Eltern, es gab an der Schule eine sehr organisierte Elterngemeinschaft. Mein Bruder hat, während die anderen Kinder Mathe oder Englisch gemacht haben, weil er beides bereits konnte, eine Stunde in der Woche von einer Mutter, die Zeit hatte,

Deutschunterricht bekommen. Es waren eher auch wohlhabendere Leute, die Mütter haben meistens nicht gearbeitet und hatten Lust auf ein neues Projekt. Und das war mein Bruder.

Mein Glück war die Vorschule. Farben und Zahlen, das hat man mit ein, zwei Liedern sofort gelernt. Zu Hause hatten wir das auch so gemacht, da meine Mutter daran interessiert war, die Sprache sofort zu lernen. Sie ist zur Volkshochschule gegangen, illegal, die Ausländer durften das damals nicht. Meine Mutter hat zu Hause erst mal nicht mit uns deutsch gesprochen, weil sie wollte, dass wir die albanische Sprache behalten. Aber wir hatten immer deutsche Wörterbücher zu Hause. Wir haben immer eine Stunde am Tag darin herumgeblättert und uns amüsiert: „Ha, Ha, guck mal wie lustig das Wort klingt“. Meine Mutter hat mit uns ein Spiel draus gemacht und so waren wir konstant am Lernen.

Wohnen und Arbeiten

Wir lebten in einem Wohnheim. Dort wollten wir nicht bleiben; um auszuziehen, brauchten wir Geld. Deshalb hat mein Vater angefangen zu arbeiten, illegal. Er hatte ein Asylrecht und auf Grund seines Asylrechts war es früher so geregelt, dass die Familie, die nachzieht, Duldung bekommt. Aber auch nur so lange, wie sein Asylantrag genehmigt wurde. Arbeiten durfte er nicht, er durfte nicht mal zur Schule gehen und Deutsch lernen.

Wir waren insgesamt nur wenige Monate in dem Wohnheim. Woran ich mich erinnern kann ist, dass es ekelig und dreckig und unmöglich war. Für uns Kinder war es aber auch schön, weil wir direkt im Haus mehrere 100 Kinder aller möglichen Farben und Nationalitäten waren, die miteinander spielten. Es hat sie nicht interessiert woher du kommst, es wurde auch nicht nachgefragt. Aber allein in der die Küche war es wie in einem Militärstützpunkt. Es standen 20 Herde aneinander und dann musstest du auf dein Essen aufpassen. Es waren sehr viele junge Jungs dort, so 16-, 17-Jährige, die allein hergekommen waren. Und die haben sich natürlich, wenn eine Mutter von einer anderen Familie gekocht hat, das Essen genommen, weil sie ja nicht kochen konnten. War ja nichts Tragisches, aber wir haben dann ein Spiel daraus gemacht und haben vor dem Herd gestanden und das Essen bewacht, die Kinder von jeder Familie.

Später sind wir in ein Hotel direkt am Ku'damm gekommen. Das war ganz gut. Von da aus sind wir in eine Wohnung gezogen.

Mit der Zeit hat auch meine Mutter Arbeit gefunden. Das Problem war, und das ist in Deutschland bis heute so, dass das eine vom anderen abhängig gemacht wird: Also du bekommst keine Arbeit, wenn du keinen geregelten Aufenthalt hast, aber du bekommst keinen geregelten Aufenthalt, wenn du keine Arbeit hast. Dadurch, dass meine Mutter sehr viele Projekte mitgemacht hat und sehr an der Zusammenarbeit von Deutschen und Ausländern interessiert war, ist sie in den sozialen Arbeitssektor reingerutscht. Ihr Studium in Prishtina hat sie im Nachhinein, von Berlin aus, beendet.

Zuhause fühlen

Mir gefällt Berlin, es ist mein Zuhause. Ich habe keine albanischen Freunde. Ich bin auf einer deutschen Schule gewesen und habe außerdem viel getanzt, da habe ich z.B. ganz viele Mädels und Jungs aus Lateinamerika kennen gelernt. Es kam nie dazu, dass ich großartig in albanischen

Kreisen unterwegs war, auch deshalb, weil in den 90ern die Albaner mehr in Neukölln gelebt haben und wir immer in Charlottenburg. Meine Eltern haben sich da nicht eingemischt. Aber ich spreche albanisch, das war meinen Eltern sehr wichtig. Sie haben nicht – wie andere Eltern – versucht, durch uns Deutsch zu lernen, sondern sie waren ganz strikt und es wurde zu Hause nur albanisch geredet.

Mein Bruder und ich hatten das Glück, sehr international aufzuwachsen. Allein in dem Haus in der Otto-Suhr-Allee in Charlottenburg, in dem wir gewohnt haben, lebten viele Ausländer, aber auch Deutsche. Der beste Freund von meinem Bruder damals war ein Serbe, ich hatte eine kolumbianische und bosnische Freundinnen. Bei uns wurde nie gesagt, „das sind unsere Leute“ oder Ähnliches, es gab kein „uns“ und „wir“ und „euch“ und so was, das kannten wir Kinder zu Hause nicht.

Ich fühle mich auch in Prishtina zu Hause, allerdings nicht hundertprozentig. Wenn ich dort bin, vermissе ich Berlin. An Veranstaltungen zu albanischer, kosovarischer Geschichte oder aktueller Politik nehme ich manchmal teil, aber mehr wegen meiner Mutter, weil sie sehr aktiv ist. Ich selber habe eher kein Interesse daran. Man darf ja auch nicht vergessen, mein Jahrgang ist nicht so politisch engagiert. Uns ging es einfach zu gut in Berlin. Ich hatte nie das Bedürfnis, auf die Straße zu gehen und zu demonstrieren.

Mein Vater lebt und arbeitet seit einigen Jahren im Kosovo. Er hatte sich nie so richtig wohl gefühlt hier, er hat auch den Anschluss nicht so schnell bekommen wie meine Mutter. Als klar war, dass wir Kinder hier unseren Freundeskreis hatten, die Sprache so gut sprachen und gut in der Schule waren, wollte meine Mutter uns auf keinen Fall aus diesem Umfeld reißen. Mein Vater hatte jedoch immer noch den Traum gehabt, dass wir zurück gehen, und geglaubt, dass wir Kinder uns dem Leben in Prishtina schon wieder anpassen würden. Er hatte immer mit einem Fuß im Kosovo gelebt.

Es wäre für mich vermutlich leichter gewesen, in Prishtina aufzuwachsen als in Berlin, abgesehen vom Krieg 1999. Aber ich bin definitiv sehr zufrieden und sehr glücklich darüber, dass meine Mutter damals so tapfer war und gesagt hat: „Nein, wir gehen jetzt direkt hinterher zum Vater und warten nicht, bis er Arbeit und eine Wohnung gefunden hat. Wir bleiben als Familie zusammen, egal was ist.“

In Berlin habe ich nicht so viele negative Erfahrungen mit Ausländerfeindlichkeit gemacht, außer in der Ausländerbehörde. Ansonsten hatte ich hier eine schöne Kindheit und ein gutes Leben. Ich hatte sehr viel Glück. Wir haben schon direkt am Anfang tolle Leute kennen gelernt und haben sehr viel menschliche Hilfe erfahren. Aber jetzt wohne ich mittlerweile seit drei Jahren in Brandenburg, und da merkt man, dass man als „anders“ wahrgenommen wird, man fällt auf. Allein als Berliner fällst du dort auf, weil man einen anderen Kleidungsstil hat, eine andere Art, mit den Mitmenschen umzugehen.

Identität

Als Mädchen wurde ich sowohl von deutscher als auch von albanischer Seite aus mit Vorurteilen konfrontiert. Von deutscher Seite aus hieß es: „Wie, du darfst raus? Unglaublich.“ Und: „Hat dein großer Bruder nichts dagegen?“ Oder: „Deine Brüder schlagen dich doch bestimmt.“ Von

albanischer Seite aus hieß es: „Du gehst in die Disco????“ Und: „Du darfst raus????“ Beide Seiten denken das Gleiche.

Dadurch wurde es mir (und auch meinem Bruder, glaube ich) unmöglich gemacht, dass wir uns hundertprozentig irgendwo wohl fühlen. Ich fühle mich wohl. Ich sehe mich als Berlinerin, aber ich sehe mich nicht als Deutsche; genauso wenig sehe ich mich als Kosovarierin. Wenn ich im Kosovo bin, bin ich die Deutsche. Ich glaube, als Frau ist es immer schwieriger. Weil man durch dieses kulturelle Schubladendenken auf beiden Seiten – der deutschen und der kosovarischen – ein bisschen unterdrückt wird. Und dadurch, dass viele denken, die Frauen im Kosovo haben nichts zu sagen, werde ich als Frau weniger wahr genommen als ein Mann, der sagt, er studiert Jura.

Der Zweite Weltkrieg

Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges war die albanische Bevölkerung im Kosovo, so grausam es klingt, auf Hitlers Seiten. Nicht wegen der Ansichten zum jüdischen deutschen Volk, sondern, weil sie als albanische Bevölkerung von den Serben als „Nicht-Arier“ betrachtet und schlecht behandelt wurden. Das Problem gab es schon seit 800 nach Christi. Aus diesem Grund war die albanische Bevölkerung auf der Seite der Deutschen. Ich weiß, dass der Onkel von meiner Mutter damals einen Wachposten bekommen hat und später auch als Arbeiter, als Wachmann, mit nach Deutschland kam. Er hat für die Nationalsozialisten gearbeitet. Meine Oma war mit ihm sehr verbunden und sie haben sich Briefe geschrieben. Diese Briefe habe ich gesehen. Aber ansonsten war meine Familie meines Wissens nicht z. B. an Deportationen von Juden oder anderen Verbrechen beteiligt.

In Albanien haben wir eine albanische Bekannte. Ihre Familie hat damals eine jüdische Familie aufgenommen. Albanien selbst hat nicht einen einzigen Juden an die Nazis oder Italiener deportiert.

Religion

Ich bin keine Muslimin, also von der Familie her nicht. Ich glaube an Gott, aber er heißt für mich weder Allah oder Christus. Wenn ich mal bete, dann benutze ich das albanische Wort für Gott. Aber ich stelle mir jetzt nicht Himmel und Hölle vor. Das gehört nicht zu meinem Weltbild. Meine Eltern sind Atheisten.

Als ich jünger war, hatte ich mich, weil ich sehr viele muslimische Freunde hatte, für den Islam interessiert. Aber ich war eh sehr interessiert an Religionen. Ich hatte eine sehr gute Freundin in der Schule, die war Jüdin. Ich war öfters mit in der Synagoge oder auf Familienfeiern. Das fand ich total spannend.

Bei uns werden die Jungen beschnitten. Das ist vielleicht das Einzige, was noch aus der osmanischen Zeit in der Familie übrig geblieben ist. Wir feiern Bayram, einfach weil es kulturell dazu gehört, dass man mit der Familie zusammensitzt. Und die Kinder bekommen dann Geld. Auch zu Weihnachten bekommen wir Geschenke. Wir haben Weihnachten zu Hause gefeiert, auch im Kosovo feiern sie das. Jeder schmückt gern Bäumchen und hängt ein paar Lichterketten auf...

Flüchtlinge anders behandeln

Wie in Deutschland damals Einwanderer und Flüchtlinge behandelt wurden und wie Flüchtlinge heute hier behandelt werden, egal, aus welchem Land sie kommen - ich glaube, da gibt es ein Defizit in unserer Anschauung, in unserem Weltbild; etwas, dass wir ändern müssen. Das sind Menschen, die hierher kommen, nicht nur Flüchtlinge, sondern in erster Linie Menschen, und die haben ein Recht, auch ohne Zaun irgendwo zu sitzen. Es war furchtbar zu sehen, dass, wenn wir damals andere Albaner in Berlin besucht haben, diese nach zehn Jahren immer noch in einem Wohnheim lebten. Mit Maschendrahtzaun herum und Ausgangssperren. Für mich als Berliner Kind war das spannend, aber auch unmöglich. Also im Nachhinein, wenn ich daran denke, wie manche Leute gelebt haben, schämt man sich.

Die Zukunft

Ich würde später gern über die Arbeit reisen können. Ich habe mir letztes Jahr mit der Uni die wichtigsten europäischen Institutionen angesehen: EU-Parlament, EU-Rat, Gerichtshöfe. Wir waren auch in Den Haag und haben das Jugoslawien-Tribunal besucht, das war äußerst interessant. Ich könnte mir auch vorstellen im Bundestag zu arbeiten, oder bei der UNO. Ich bin sehr offen. Den Kosovarinnen und Kosovaren in Berlin möchte ich sagen: Auf jeden Fall bildet euch! Berlin ist halt anders als in London. Es ist ein großer Kreis von ungebildeten Menschen hier her gekommen, anders als beispielsweise nach London. Weil die Möglichkeiten in Deutschland in den 90ern, schnell zu Geld zu kommen, besser waren. Und sie, die Kosovarinnen und Kosovaren, möchten toleranter sein und mehr Verständnis haben.